

## Walser: Ein springender Brunnen

Sie kennen ihn alle, Martin Walser, den streitbaren „Großintellektuellen“, den „Jahrhundertautor“. Beinahe hat er das Jahrhundert ja geschafft, als er letzten Juli verstarb. Geboren ist er 1927 in Wasserburg am Bodensee (nicht Wasserburg am Inn), etwa fünf Kilometer westlich von Lindau. Ich sage das so genau, weil unser Buch, als Buch der Erinnerung an die eigene Kindheit und Jugend, ja ebendort spielt. Auf einem Wochenendseminar über das Werk, an dem ich kurz nach Erscheinen des Buchs teilnehmen konnte, hat Walser erklärt, die geschilderten Ereignisse seien ziemlich alle so passiert, er habe nur die Chronologie an manchen Stellen aus gestalterischen Gründen verändert. Eine Autobiographie jedoch wollte Walser entschieden nicht schreiben, das war ihm zuwider. Daher die dritte Person, nicht das „Ich“, und daher heißt der Wasserburger Knabe Johann, nicht Martin. Johannes war allerdings Walsers zweiter Vorname, und auch andere Personen tragen im Buch den Namen, der im Leben ihr zweiter Vorname war (wie man am Grabstein des Familiengrabs feststellen kann) – so viel Verfremdung, Distanzierung schien dann doch notwendig. In Wasserburg also besuchte Walser die Grundschule, in Lindau die Oberrealschule, bis 1943; das Abitur konnte er nach weltkriegsbedingter Unterbrechung der Schullaufbahn (wir werden davon hören) erst im Jahre 1946 ablegen. Er studierte dann Literaturwissenschaft, Geschichte und Philosophie und promovierte 1951 mit einer Arbeit über Kafka. Aber da hatte er schon angefangen, als Journalist beim Süddeutschen Rundfunk aufsehenerregend zu wirken, er war die Hauptfigur der sogenannten „Genietruppe“. Und er hatte schon geheiratet (1950). Man mag sich wundern: die Ehe hatte Bestand bis zu seinem Tod. (2020 feierten Martin und Käthe Walser die „Gnadenhochzeit“.) Über diese Ehe wurde gelegentlich gespöttelt – ich beschränke mich auf die Formulierung: der Ehefrau wurde eine gewisse Toleranz abverlangt. Sie schrieb übrigens sämtliche Werke des Gatten auf der Schreibmaschine ins Reine. Bemerkenswert finde ich, dass die vier Töchter des Paares alle einschlägig prominent wurden – als Schriftstellerin, Dramatikerin, Schauspielerin. Auch der uneheliche Sohn Jakob Augstein ist ja ein bekannter Journalist und Autor. (Die Vaterschaft wurde übrigens - auch für Vater und Sohn – erst nach dem Tod Augsteins 2002 bekannt.) Im Jahre 1957 veröffentlichte Walser seinen ersten Roman „Ehen in Philippsburg“, einen Schlüsselroman, Philippsburg ist Stuttgart, viele Figuren gehen auf reale Personen zurück. Der war so erfolgreich, dass Walser sich entschloss, als freier Schriftsteller zu leben - und zwar am Bodensee, zuerst in Friedrichshafen, ab 1967 in Nußdorf (heute Stadtteil von Überlingen). Dort lebte er bis zum Tode und schwamm jeden Tag, wenn die Wassertemperatur nicht unter 18 Grad lag, im See. Und er schrieb unermüdlich, „jedes Jahr einen neuen Roman“, sagte man. Begraben wurde er letztes Jahr in Wasserburg, im Familiengrab.

Politisch sympathisierte Walser in jungen Jahren mit der kommunistischen Partei (die es damals gab), war auch Teil der Gruppe 47; irgendwann aber begann er, die Wiedervereinigung Deutschlands als Sehnsuchtsziel zu besingen, in einer Zeit, als nie-

mand an deren reale Möglichkeit dachte. Damit verblüffte er viele (auch mich). Er selbst bestritt, eine innere Wende mitgemacht zu haben.

Von den Kontroversen des temperamentvollen Polemikers erwähne ich den Streit mit Ignaz Bubis, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, nach der Paulskirchenrede, die Walser 1998 nach der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels gehalten hatte: Auschwitz werde in der politischen Öffentlichkeit als „Moralkeule“ missbraucht. Über die Interpretation von Walsers Rede herrscht bis heute keine Einigkeit. Auch die Rezeption unseres Buches, das ja eben 1998 erschienen ist, wurde in diese Diskussion hineingezogen. Ich habe Walser bei dem erwähnten Seminar äußerst erbittert gegenüber der Presse erlebt, die Bubis' Vorwurf der „geistigen Brandstiftung“ teilweise übernahm. 2002 veröffentlichte Walser „Tod eines Kritikers“. Der jüdische Literaturkritiker, der darin ermordet wird, trägt zweifellos Züge Marcel Reich-Ranickis, des damaligen „Literaturpapsts“, der Walser regelmäßig verriss („Walser kann einfach nicht erzählen“), was ihn tief kränkte. Wieder wurde Walser Antisemitismus vorgeworfen, wie schon nach der Paulskirchenrede und wie nach dem „springenden Brunnen“. Und damit sind wir endlich bei unserem Buch selbst angelangt.

Es beginnt gar nicht mit der Handlung, sondern Walser stellt zunächst (und auch an späteren Stellen) Reflexionen über das Erinnern an. Die eigene Vergangenheit zu gestalten ist für ihn etwas Hochproblematisches. Auf Teile dieser Überlegungen werde ich noch am Ende eingehen. Dann kommt der kleine Johann in den Blick – im ersten Kapitel, im Jahre 1932, als Fünfjähriger. Sein Elternhaus ist die Bahnhofsrestauration (meist kurz „die Restauration“ genannt), eines von mehreren konkurrierenden Gasthäusern in Wasserburg. Betrieben wird es ausschließlich von der Mutter, einer zugleich dominanten und ängstlichen Frau. Streng achtet sie darauf, dass ihre Kinder (Johann hat noch einen zwei Jahre älteren Bruder namens Josef) die Üblichkeiten des Dorfes einhalten, z.B. unterwegs jeden Erwachsenen grüßen. (Die Männer – nicht die Frauen – würden sich sonst bei ihr beschweren, und das wäre nicht gut fürs Geschäft.) Auch die Praktizierung der kirchlichen Gebräuche ist unabdingbar: Der Besuch der Gottesdienste ist völlig selbstverständlich; wenn man am Schutzengelbild im ersten Stock vorbeigeht, macht man das Kreuzeszeichen; vor den Gräbern der Familie hält man an und betet drei Mal „Herr, gib ihm die ewige Ruhe ...“ usw. Wenn eine der Mitarbeiterinnen in der Restauration eine schlüpfrige Andeutung macht, bringt sie sofort ein Halbsatz der Chefin zum Verstummen. Angst hat sie um den Fortbestand ihres Betriebs, zu dem außer der Wirtschaft ein Handel (vor allem mit Kohlen, aber auch mit Obst u.a.) gehört. Die Kinder müssen schon früh in diesem Handel mitarbeiten, und sie müssen gegen Mittag auf dem Fahrrad durchs Dorf fahren und zählen, wieviel Gäste bei den anderen Lokalen zu sehen sind. Die Zeiten sind schlecht, eine lokale Bank bricht zusammen, die Kunden zahlen allzu spät, der Konkurs droht. Der Gerichtsvollzieher taucht auf, lobt die leckere Ochsenbrust, die ihm vorgesetzt wird,

und pfändet mehrere Objekte von Wert. Kein Wunder, dass die Wirtin von Koliken gequält wird.

Und der Vater? Der gefährdet das Unternehmen mehr als er es unterstützt. Er ist aus dem Ersten Weltkrieg zwar mit dem Eisernen Kreuz, aber krank und traumatisiert heimgekehrt. Wirt will er nicht sein, er ist ein Projektemacher: Zucht von Angorahasen, Silberfuchse, Schuhwichsefabrik – alles scheitert. Seine speziellen Tees, Vitamincremes, Grahambrote kauft er bei einem Gesinnungsfreund, den er im Gefangenenlager kennen gelernt hat. Für dessen Reformhaus in Oberstaufen übernimmt er eine Wechselbürgschaft über 7200 Reichsmark - und die wird eines Tages fällig, zu allen anderen Schulden, die die Wirtsleute haben, dazu! Aber neben dieser völligen Untüchtigkeit steht seine musikalische Begabung (ein Nazi nennt ihn verächtlich „der Klavierspieler“) und seine Neigung zum Spirituell-Esoterischen. Seinem Johann vermittelt er die Liebe zur Musik (der Kleine hat eine wunderbare Sopranstimme und genießt es ungemein, über den Mitsingenden mit einer Oberstimme hinauszujubeln) und die Liebe zu den Wörtern. Johann hat lange vor der Schule lesen gelernt, und jetzt buchstabiert er mit dem Vater seltsame und anziehende Wörter. „Tu’s in den Wörterbaum“, sagt der Vater, wenn sie wieder auf eine ungewöhnliche Vokabel stoßen. Der Wörterbaum: das ist eine mündliche Sammlung, die Johann auswendig mit sich führt: „Bangigkeit, Kleinodien, Wissbegierde, Schaumkrone, Trauerweide, Wiedergeburt, Himmelreich, Siebensachen“ usw., aber auch Namen wie Popocatepetl, Swedenborg. Mit diesem schwedischen Mystiker beschäftigt sich der Vater intensiv; er gründet sogar einen theosophischen Verein - „Theosophie“ ist auch in Johanns Wörterbaum.

Der Vater spricht das Deutsch, das er in der Königlich-bayrischen Realschule gelernt hat (und wechselt leicht in andere Idiome), die Mutter beherrscht nur den Dialekt ihres heimatlichen Bauerndorfs. Walser zelebriert mit Wonne die Dialekte der Bodenseegegend (dem geliebten Wasserburger Alemannisch widmet er eine Art Nachwort), es gibt aber unter den vielen Nebenfiguren des Romans (darunter sehr bizarre Gestalten) auch Menschen aus anderen Gegenden Deutschlands mit jeweils eigener Sprache, die aufmerksam wahrgenommen wird.

In diesen komplizierten Verhältnissen entwickelt Johann ein erstaunliches Selbstgefühl. Er fühlt sich „unverwundbar“, „verlangt alles von sich“, sieht sich als „Königssohn“. Einmal spricht der Vater beim Abendessen über die Scheußlichkeiten des (ersten) Weltkriegs und der kleine Johann muss rasch ins Bett. Dort reagiert er auf das Gehörte:

### **Text 1**

Krieg, davor hatte Johann keine Angst. Wirklich nicht. Er schoss gern, weil er gern traf. Wenn er mit Adolfs [*seines Freundes*] Luftgewehr schoss, drückte er erst ab, wenn sich Kimme und Korn vollkommen ruhig und eben darboten; dann rannte er zur Zielscheibe und sah, dass die kleine Kugel die Zehn oder gar die Elf, manchmal sogar die Zwölf angerissen hatte. Dann hatte er das Ge-

fühl, er werde es schaffen. Alles. Johann, Königssohn. Wäre doch gelacht. [...] Mein Gott, wenn er sich dehnte und streckte. Das war ein Gefühl. Wenn er sich dehnte und streckte ...

[Einmal macht ein Wanderfotograf ein Bild von Johann mit seinem Fahrrad, angeblich will er ihn nur als Staffage, aber er kommt dann doch zu den Eltern und will das Foto verkaufen. Sie müssen es kaufen, sie können es sich nicht leisten, als Knauser dazustehen, aber sie rügen den Sohn, der eine unnötige Ausgabe verursacht hat. Der aber merkt, dass er selbst das gar nicht bereuen kann, er ist jetzt der, der auf einem Foto zu sehen ist – er ist wie im Fieber... (Das Bild existiert noch, ich habe es im Wasserburger Dorfmuseum gesehen, aber jetzt leider im Internet nicht gefunden.)]

Auch erste Erfahrungen mit der Anziehung durch das weibliche Geschlecht fallen an: Beim Versteckspielen berührt Johann fasziniert die delikatesten Körperteile einer gewissen Irmgard ...

Obwohl die Mutter sich bemüht, die Kinder von politischen Gesprächen fernzuhalten, bekommen sie natürlich auch mit, dass im Dorf eine gewisse Spaltung wahrzunehmen ist: „Jetzt hilft bloß noch der Hitler“ – so der Viehhändler Brugger, der Vater von Johanns bestem Freund, der seinen Sohn schon 1927 Adolf getauft hat. „Hitler bedeutet Krieg“ – so Johanns Vater. Die Hitlerleute, unter Bruggers Führung, treten bei vielen Gelegenheiten selbstbewusst und rücksichtslos in Erscheinung, halten regelmäßig Versammlungen ab. Da kommt der Mutter in ihrer Bedrängnis – sie hat schon eine Bürgschaft auf den Namen ihres Vaters gefälscht, um einen Zahlungstermin zu überbrücken - ein Gedanke: Sie muss in die Partei eintreten, damit die Parteibende zukünftig in der Restauration stattfinden und Geld einbringen. Dazu hätte sich die fromme Frau allerdings nicht entschließen können, wenn der Ortsgruppenleiter nicht Herr Minn wäre, ein von auswärts gekommener Werftbesitzer; der ist nämlich engagierter Christ, wenn auch evangelisch. Bei der Weihnachtsfeier für Kinder, wo am Christbaum Hakenkreuzfähnchen hängen (noch im Saal des Konkurrenzlokals „Krone“), spricht sie ihn auf die angebliche Gottlosigkeit der neuen Partei an.

## **Text 2**

Gerüchte, sagte der Herr Minn, ausgestreut, um den Führer bei den Gläubigen, den evangelischen wie den katholischen, schlecht zu machen. Wenn ich nicht so viele Zeugnisse wahrhaftiger Frömmigkeit bei ihm erlebt hätte, wäre ich in diese Partei nie eingetreten, nie und nimmer. Sagte der Herr Minn. [...] Und zog eine Postkarte aus seiner Briefftasche und reichte sie der Mutter. Die schenk ich Ihnen, sagte er. [...] Christus am Kreuz, vor ihm einer im Braunhemd mit der Hakenkreuzfahne [...]. Kannst du lesen, was da steht, sagte die Mutter. Johann buchstabierte und sagte dann den ganzen Satz: Herr, segne unseren Kampf. Adolf Hitler. Der Herr Minn staunte wieder [...]. Geht noch nicht in die Schule, und kann schon einen Satz des Führers lesen.

Ich greife jetzt einmal voraus: Fünf Jahre später hält der Lehrer Heller, aggressiver Nazi, einen Vortrag (jetzt in der Restauration natürlich) über „Weihnachten, ein deutsches Fest“ und macht sich dabei lustig über die Lehre von der jungfräulichen Geburt. Die Mutter glaubt, gleich müsse das Haus einstürzen. Der Einzige, der protestiert, ist der Sohn von Minn, seines Zeichens Mitglied der Marine-SA. Dafür wird er brutal hinausgeworfen. Am Tag darauf tritt Minn sen., der bisherige Ortsgruppenleiter, aus der Partei aus.

Zurück ins Jahr 1933: Der Vater hat, wie schon erwähnt, eine „Theosophische Vereinigung“ gegründet, am 30. Januar ist die erste Versammlung im Nebenzimmer der Restauration, und der Gründer erläutert ausführlich seine esoterischen Vorstellungen, die aus westlichen Quellen (z.B. Swedenborg, Jakob Böhme) und aus östlichen (z.B. Rabindranath Tagore) gespeist sind. Da reißt der Nazi Brugger die Faltwand zum Hauptsaal auf: Hitler sei am Vormittag zum Reichskanzler ernannt worden, gleich werde eine Kundgebung im Radio übertragen, bei der Goebbels rede. Ortsgruppenleiter Minn bemüht sich um Vermittlung: Das sei wahrlich ein Jahrtausendereignis, an dem sollten doch alle Volksgenossen teilhaben, es solle Schluss sein mit allen Trennungen. Dafür gibt es Beifall auch von den Esoterikern. Als man zum Horst-Wessel-Lied aus dem Radio den Hitlergruß zeigt, lässt der Vater wie die meisten seiner Anhänger den Arm unten. Die Mutter hingegen, die ja Neu-Parteigenossin ist, wenn sie auch das Parteiabzeichen nicht ansteckt, probiert's - sie schafft aber, jetzt und später, nur eine verkrampfte Geste, bei der die Hand nicht über das Gesicht hinausragt. Das sagt genug über ihr inneres Verhältnis zur Partei.

Johann aber, der Sohn der beiden, spürt, dass ihm bei der Goebbels-Rede Schauer über den Rücken hinablaufen - wie sonst nur in der Kirche, wenn der Herr Grübel mit seiner herrlichen Stimme das Benedictus singt.

Ein Zeitsprung: Das zweite der drei Kapitel spielt fünf Jahre später. Bei der Abstimmung über den Anschluss Österreichs haben im Kreis Lindau 99,2% mit Ja gestimmt. Alle sind Nazis? Aber nein, Johann weiß genau, wen er unbedingt mit dem Deutschen Gruß grüßen muss, wen auf keinen Fall. - Der Lehrer, der längst nicht mehr in der Kirche Orgel spielt, versucht die Kinder ganz offen antichristlich zu indoktrinieren. - Ein Gastpater aber predigt über „Was toben denn die Heiden?“, und jeder weiß, wer mit den Heiden gemeint ist.

Johanns Vater, den wir ja als kränklichen Mann kennen gelernt haben, ist im letzten Herbst verstorben. (Dass an seiner Beerdigung ganz ungewöhnlich viele Menschen teilnehmen, wird als Manifestation gegen die Nazis verstanden.) Johann arbeitet jetzt mit seinem Bruder zusammen fast eigenverantwortlich bei der Kohlenauslieferung. Da er jetzt zur Ersten Heiligen Kommunion kommen soll, geht er in den Kommunionunterricht. Und außerdem macht er eine Flakhelferausbildung. Dabei sieht er manchmal Kolonnen in Sträflingskleidung vorbeimarschieren. „Dachauer“ sagt man, aber wenn die Mutter mit Verwandten über so etwas spricht, macht sie, sobald Johann dazukommt, „Pscht“.

Johann lässt sich jetzt die Haare länger wachsen und behandelt sie mit „Haarschmier“. Sein Freund Adolf, der Sohn des Nazis Brugger, der immer noch bei der üblichen Bubenfrisur bleiben muss: nahezu vollständige Kopfrisur, verspottet ihn wegen seiner „Tangomähne“ und fährt ihm mit der Hand in die Haare. Die anderen Buben lachen dazu. Johann fühlt sich ausgegrenzt, und er erinnert sich an ein Ereignis im Jahr zuvor: Bei einem Appell des Jungzugs hatte der Jungzugführer einen der Buben, Wolfgang Landsmann, „auf höheren Befehl“ unehrenhaft aus dem Jungzug ausgeschlossen (und sein schönes Ballonfahrrad den Rain hinuntergeworfen). Warum? Er sei Jude. Dass Wolfgang der erfolgreiche Trainer der Fußballmannschaft war, dass er jetzt tadellos Haltung annahm und rief, er sei nur Halbjude, nützte ihm nichts. Auch er hatte lange Haare.

Ein besonderes Ereignis durchbricht den Alltag des Dorfs. Ein Wanderzirkus namens „La Paloma“ kommt an und lässt sich unmittelbar neben der „Restauration“ nieder – Johann kann aus nächster Nähe das Leben der Zirkusleute (die z.T. gewaltige Haarmähnen tragen) beobachten. Das Faszinierendste an all dem Faszinierenden ist ein Mädchen namens Anita, braunhäutig und wunderschön, etwa so alt wie Johann. Sie soll hier mit den Wasserburger Kindern zur Erstkommunion gehen (den Beichtspiegel kann sie schon tadellos auswendig), und so bekommt Johann Gelegenheit, mit ihr in Kontakt zu kommen. Adolf allerdings bemüht sich ebenfalls, bei der fremden Schönheit anzukommen. In der Zirkusvorstellung (Anita hat den Freunden Freikarten spendiert) brilliert sie in verschiedenen Rollen, z.B. mit atemberaubender Akrobatik; aber am meisten reißt sie Johann als indische Göttin hin, die von einem Büffel durch die Arena getragen wird. Zum einen sind es die schwarzen Achselhaare, die in ihm ein „Gefühl der Seligkeit“ hervorrufen (das wird er beichten müssen), zum anderen beschwört sie die Welt des Vaters herauf, dem er auf dem Krankenlager viel Indisches vorlesen müssen – so fühlt er sich Anita näher als alle anderen. (Auch Nietzsches „Nachtlied“ fällt ihm ein, ebenfalls ein Lieblingstext des Vaters, und Johann „singt“ für sich: „Nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.“ Jetzt wissen wir, woher der Titel des Romans stammt.)

Johann poussiert Anita und schwebt in Hochgefühlen. Auch sie wirkt nicht abgeneigt: „Wir zwei sind doch ein prima Paar.“ Schließlich nimmt er sie auf den Arm und trägt sie zu einem vorbereiteten Lager unter einem Baum. (Man wird geradezu an Walter von der Vogelweides „Unter der Linden“ erinnert.) Und dort bringt er auf den Innenseiten ihrer Oberschenkel zwei Abziehbilder an – eine Art simple Tätowierung. Das ist eine Verführung, wenn nicht gar Vergewaltigung, im Maßstab eines Zehnjährigen. In der folgenden Nacht masturbiert Johann zum ersten Mal. Das wird ausführlich beschrieben; die Hauptsache dabei ist bezeichnenderweise die Frage, wie er den Körperteil, der dabei im Zentrum steht, nennen soll – die unter den Kameraden üblichen Ausdrücke erscheinen ihm unwürdig. Noch weit größer ist allerdings ein anderes Problem: Er soll ja am Tag darauf zur Kommunion gehen, und jetzt hat er eine Todsünde begangen! (Sexuelle Sünden galten als die allerschlimmsten.) Die Erstbeichte, die ihn

wieder in den Stand der Gnade versetzen könnte, ist schon vorbei. Ich denke, nur Katholiken meiner Altersklasse können nachfühlen, was für eine Gewissensqual das für Johann bedeutet. Kein Ausweg fällt ihm ein, und so begeht er die „Haupttodsünde“: er empfängt den Leib des Herrn im Zustand der Sünde. Das Einzige, was seine Verzweiflung irgendwie lindert, ist der Gesang – der des Herrn Grübel im Festgottesdienst und sein eigener bei der abendlichen Andacht: Er singt wie noch nie in seinem Leben, gegen die Sünde, allerdings mit Seitenblicken zu den Mädchenbänken hinüber.

Irgendwann zieht der Zirkus weiter, nach Langenargen, knapp 10 km westlich. Davor passiert noch etwas Schlimmes: Der Dumme August, der sich in der Vorführung geistreich über die 99,7 % lustig gemacht hat, mit denen die Österreicher für den Anschluss gestimmt hatten, wird bei Nacht schwer zusammengeschlagen und mit einem Schild versehen: „99,7 % lassen grüßen“.

Verlegen verabschieden sich Anita und Johann. Sie schenkt ihm ihre Kommunionkerze, weil seine bei einer Art Kampf mit Adolf zerbrochen ist. (Es ging natürlich um Anita.) „Bis zum nächsten Mal. Vergiss mich nicht ganz!“ Das freut Johann. Dass sie dann zu Johanns Brüderchen Anselm sagt: „Und du auch nicht“, entwertet den Abschiedsgruß dann doch ein wenig.

Am nächsten Morgen fährt Johann, alle Pflichten, die an dem Tag anfallen, missachtend, mit etwas Geld in der Tasche, das er aus der Kasse stibitzt hat, auf dem Fahrrad Richtung Langenargen, er kann nicht anders. Unterwegs hat er einen Platten, und er hat kein Flickzeug dabei. Da kommt der Hutschief vorbei, eins der zahlreichen Originale des Dorfs, den die Buben zu hänseln pflegen – auch Johann, jedenfalls wenn die anderen dabei sind. Der hilft ihm freundlich aus seiner Notlage und fährt wieder los; sein großer, weißer, leerer Rucksack ist noch lange zu sehen. Auf dem Boden findet Johann einen Zettel, auf dem in schönen Buchstaben, ähnlich denen seines Vaters, „Beatrijs“ geschrieben steht, die niederländische Form von Beatrix. Johann hängt den Namen in seinen Wörterbaum.

Anita empfängt ihn freundlich, aber sie ist eben keineswegs so ergriffen wie Johann, dem sich Sätze von Klopstock aufdrängen, welche er mit dem Vater gelesen hat, aber jetzt nicht auszusprechen wagt. Selber welche machen müsste man. Wenigstens den Eskimogruß, bei dem man Nase an Nase reibt, machen sie, wie sie es schon in Wasserburg getan haben. Am See gehen sie ein paar Schritte ins Wasser; danach trocknet er ihre Füße ab und sieht dabei, dass die Abziehbilder an den Schenkeln noch da sind; aber sie zu streicheln, wagt er nicht.

### **Text 3**

Ihm war es, als sei die Welt noch nicht erschaffen. Und von ihm hinge es ab, wie sie ausfiel. Mein Gott! Und da lachte die, als gehe es um nichts. Anita, Anita, sagte er. [...] Er wäre jetzt auch mit seiner Hinrichtung einverstanden gewesen. [*Später, als Anita zum Zirkus gegangen ist:*] Dann saß er auf der Bank, auf der er mit Anita gesessen hatte. Jetzt ging ihm zwar nicht der Mund

auf, aber in seinem Kopf bildeten sich zwei Zeilen:

Oh, dass ich einsam ward  
So früh am Tage schon.

Er wehrte sich nicht dagegen, dass diese zwei Zeilen sich immer wieder aufsagten in ihm. Er ließ es sogar zu, dass sie ihm in den Mund und über die Lippen kamen. Leise zwar, aber er hörte es doch, wie er immer wieder und jedesmal mit einem Zustimmungsgefühl sagte:

Oh, dass ich einsam ward  
So früh am Tage schon.

In der Zirkusvorstellung am Abend (wieder mit Freikarte) ist dem Buben erneut bewusst, dass er nie etwas Schöneres sehen wird als Anitas Achselhaare. Könnte er doch dem Zirkus endlos nachfahren! Aber der Abschied von Anita nach der Vorstellung ist banal und verlegen. Sie ruft ihm noch nach: „Bestell dem Adolf einen schönen Gruß von mir, er hätte sich ruhig auch blicken lassen können.“ Jetzt weiß Johann endgültig Bescheid: Er ist für Anita nicht, was sie für ihn ist. Er wird den Gruß an Adolf nicht ausrichten. Und später kommt er sogar zu der Überzeugung: Sie hat eigentlich auf Adolf gewartet. Er selbst ist nur der Bote für Anitas Grüße. In dem Schuppen, in dem er die Nacht zubringt, jault er leise wie sein geliebter Hund Tell. „Oh, dass ich einsam ward ...“ – daraus würde er einmal ein Gedicht machen. Er würde Wörter finden nur für sich.

Als Johann sich wieder Wasserburg nähert, ist er auf einen üblen Empfang gefasst. Aber der alte Diener Niklaus, dem er als Erstem begegnet, ist gar nicht erstaunt, sondern bedankt sich, weil ihm Johann gestern so tüchtig geholfen habe, die Spuren des Zirkus zu beseitigen. Ist der Alte nicht mehr richtig im Kopf? Aber auch die andern nehmen seine erneute Anwesenheit ganz selbstverständlich hin. Und sie loben ihn: Der Klavierlehrer etwa meint, wenn er immer spiele wie gestern, werde er noch ein Virtuos. In der Schule, so hört er, hat er einen tollen Aufsatz über das Recht fremder Völker auf Heimat geschrieben (und er findet diesen Aufsatz auch in seinem Ranzen). Der nazistische Lehrer habe ihn natürlich inhaltlich abgelehnt, aber hat Johann ihn vorlesen lassen und am Ende resümiert: „Recht hast du natürlich nicht, aber reden kannst du schon ganz gut.“ Und noch mehr: Als der normalerweise recht gutmütige Lehrer wieder einmal eine seiner Jähzorn-Attacken erlitt (man führte diese gelegentlichen Ausraster auf eine Kopfverletzung aus dem Ersten Weltkrieg zurück), als der Lehrer also im Begriff war, Gösters Trudl brutal zu verprügeln, hat ihn Johann, so hört er von den begeisterten Mitschülern, geschickt abgelenkt, bis der Anfall vorüber und Trudl gerettet war. Jetzt weiß Johann: Während seines Trips nach Langenargen muss ein anderer seine Stelle eingenommen haben. Er deutet das mit Vaters esoterisch-theosophischen Vorstellungen, mit Swedenborg: Ein Engel hat ihn vertreten. Hat der weiße Rucksack von Hutschief nicht ausgesehen wie ein Paar Flügel? Nur Johanns Hund Tell hat den Wechsel bemerkt: Er hat die ganze Zeit nichts gefressen, und als der echte Johann zurückkam, ist er wie verrückt an ihm hochgesprungen. Er allein hat



den Engel erkannt, wie Bileams Eselin in der Bibel. Man versteht jetzt, warum die Überschrift dieses Kapitels lautet: „Das Wunder von Wasserburg“.

Was fangen wir mit dieser Wundergeschichte innerhalb eines realistischen Erinnerungsromans an? Den entscheidenden Hinweis gibt der Zettel mit dem Wort „Beatrijs“, an den sich Johann jetzt wieder erinnert. Walser hat in jenem Seminar erklärt, was für eine Bewandnis es mit diesem Namen hat. (Heute kann man bei Google unter „Beatrijs“ nachlesen.)

*„Beatrijs“ ist der Titel einer in Versform geschriebenen Legende in mittelniederländischer Sprache aus dem späten 14. Jahrhundert. Die musterhafte und schöne Nonne Beatrijs, die das Amt der Küsterin ausübt, wird von der allgewaltigen Minne überwältigt und verlässt ihr Kloster mit einem geliebten Jüngling. Sieben Jahre lang lebt sie mit ihm und bekommt zwei Kinder. Als sein Geld aufgebraucht ist, verlässt sie der Mann, und sie wird Prostituierte, um ihre Kinder ernähren zu können. Nach weiteren sieben Jahren kommt sie an ihrem alten Kloster vorbei und fragt die alte Witwe, bei der sie übernachtet, nach der Küsterin Beatrijs, die vor vierzehn Jahren das Kloster verlassen habe. Die Alte antwortet empört, diese musterhafte Nonne sei nach wie vor im Kloster. Eine nächtliche Stimme fordert Beatrijs auf, wieder in das Kloster zu gehen, und erklärt ihr, dass während der ganzen Zeit die Jungfrau Maria ihre Stelle eingenommen und so niemand ihre Abwesenheit bemerkt habe. Beatrijs findet die Türen des Klosters offen, ihr Ordensgewand und ihr Schlüsselbund liegen auf dem Marienaltar, wo sie sie zurückgelassen hat; sie bleibt im Kloster, ohne dass jemand eine Veränderung bemerkt. – Der Stoff wurde verschiedentlich modern verarbeitet. So hat Gottfried Keller die Geschichte neu erzählt und unter dem Titel „Die Jungfrau und die Nonne“ in seine Sammlung „Sieben Legenden“ aufgenommen.*

Walser hat damals festgestellt, die Beatrijs-Passage sei erzählerisch natürlich sehr gewagt, aber er hat keine näheren Erklärungen abgegeben. Ich selbst lege mir die Sache so zurecht: Johann hat die Fahrt nach Langenargen nicht wirklich unternommen, er hat sich das nochmalige Treffen mit Anita nur ausgemalt, hat so die beglückende, aber dann schmerzlich enttäuschende Beziehung mit dem Mädchen verarbeitet und sich dabei als leidendes Dichter-Ich erlebt – und das so intensiv, dass der Autor diesen Vorgang nicht als Phantasie Johanns beschreiben, sondern als reales Geschehen gestalten wollte. Dann musste aber eine Lösung für das gleichzeitige Geschehen in Wasserburg gefunden werden, und da griff er mit einem Augenzwinkern zu der Legende. - Und dieses „Wunder von Wasserburg“ wird dann zu einer Art Wunschtraum, zu einem Ausgleich für das Leid in Langenargen.

Das dritte (und letzte) Kapitel bringt wieder einen Zeitsprung: Wir sind jetzt im Jahre 1944, in der Spätphase des Weltkriegs. Johann, 17 Jahre alt, ist nach der Heimatflak zum Reichsarbeitsdienst eingezogen worden und hat sich freiwillig zu den Gebirgsjägern gemeldet. (Bei den Panzern hat man ihn wegen seiner Brille nicht genommen.) Von einer Ablehnung des Kriegs ist nichts zu spüren, obwohl z.B. das nahe Friedrichshafen vollkommen zerbombt worden ist. Johann will weg von zu Hause,

und er will etwas leisten, aufsteigen. Im Rahmen des Arbeitsdiensts kann er einige Wettbewerbserfolge aufweisen; im Lesen von Flaggensignalen wird er sogar Reichsmeister (bezeichnenderweise in einer Disziplin, die mit Sprache zu tun hat).

Dass die Rolle der Erotik nicht geringer geworden ist, ist bei einem 17-Jährigen nicht verwunderlich. Überraschend ist aber: Johann ist sich jetzt klar darüber, dass seine Beziehung zu Adolf homoerotisch bestimmt ist. In der Bahnhofstoilette ist er sogar schon handgreiflich geworden. Nach dem Musterungsumtrunk – die Musterung war für Johann grauenhaft, stundenlang nackt unter nackten Jünglingen zu stehen, ohne eine Erektion zu bekommen, kostete ihn höchste Anstrengung – nach dem darauffolgenden Besäufnis also war er mit Adolf allein auf dem Zimmer, aber der war nur noch in der Lage, das Bett vollzukotzen. Durch das Wissen um diese homosexuelle Neigung versteht man das komplexe Verhältnis Johanns zu dem Viehhändlerssohn besser: Der wollte ja immer recht haben, bei Kämpfen und Wettbewerben gewinnen, aus der besseren Familie stammen (sie haben ein Vertiko, die in der Restauration nur einen Sekretär), aber Johann ließ es nie zu einem Bruch mit dem Jungen kommen, der einen so schönen Kopf hatte. Dabei könnte die Geistigkeit der Familien kaum unterschiedlicher sein. Johann hat, parallel zu seinem vom Vater inspirierten Wörterbaum, eine Liste von Adolf-Wörtern im Kopf: Männlichkeit (womit das männliche Genital gemeint ist), Charakterlump, Bewährungsprobe, Weibwirtschaft, Lackaffe ... Mit diesen durchsetzungskräftig-naiven Bruggers nimmt es aber kein gutes Ende. Der Vater kommt wegen krummer Geschäfte ins Gefängnis. (Jetzt kann seine Frau wieder ungehindert in die Kirche gehen.) Dort stirbt er, vielleicht von Mitgefangenen getötet. Der Sohn meldet sich zunächst, völlig entgegen seinem Image, zur Flak - das tun Feiglinge, die nicht an die Front wollen. Schließlich landet er gar bei der Nachrichtengeräteverwaltung in Frankreich, wo einem garantiert nichts passiert.

Zurück zu Johanns Warten auf die erste sexuelle Begegnung. Überwiegend sind es dann doch weibliche Gestalten, die ihm dafür vorschweben. Eine erste Freundin nimmt gnädig seine Huldigungsgedichte entgegen, aber eine Männerhand in ihrem Ausschnitt duldet sie entschieden nicht. Mit einer zweiten probiert er es (im Freien, auf einem Kleppermantel), aber sie sind beide zu unerfahren und kommen nicht zu Streich. Die Gelegenheitsprostitution, die es durch die kriegsbedingte Zuwanderung jetzt im Dorf gibt, zieht ihn dann doch nicht an.

Der Bruder Josef, schon stolzer Leutnant, fürs EK I vorgeschlagen, hat von seinem Einsatz als Panzerrichtschiitze im Osten geradezu fröhliche Briefe geschrieben: Krieg als eine Art sportliche Beschäftigung, bei der man viel Sympathie vonseiten der Bevölkerung erfährt. Dann aber kommt die Nachricht, dass er gefallen ist. Die Mutter ist vernichtet, will es nicht glauben. Johann aber bleibt bei seinem Wunsch, möglichst bald an die Front zu kommen. Er reflektiert kaum über den Krieg, über die immer geringer werdenden Chancen auf einen Sieg (ja, noch hofft man auf geheimnisvolle Wunderwaffen, die kurz vor dem Einsatz stünden). Nicht der Führer interessiert ihn, Johann ist „süchtig nach Beachtung“ seiner Einmaligkeit, die Anita ihm versagt hat, er

will „sich fühlen, spüren“, „sich hoch hinaufschießen“. Endlich kommt der ersehnte Stellungsbefehl. Die Vereidigung ist eine Formsache, die ihn nichts angeht. Bei den Gebirgsjägern (die haben die schönsten Uniformen, welch ein Glück!) wird er zunächst im Hochgebirge ausgebildet, fern von allem Kriegsgeschehen. In der verschneiten Landschaft überkommt den ästhetischen Jüngling ein ganz unmilitärisches Hochgefühl.

#### Text 4

Johann hatte nur ein Buch dabei: *Also sprach Zarathustra*. Wenn sie unterm hellen Mond oder unter der grellen Sonne sechs oder acht Stunden lang hinter einander durch den Schnee tappten, stellten sich bei Johann Zarathustras Hochtensätze ein. [...] Er wuchs, er sang, er wuchs. [...] Johann hatte das Gefühl vollkommener Unermüdbarkeit. [...] Er kam sich hochmütig vor und genoss es, sich hochmütig vorzukommen. Er glühte vor Einsamkeit. [...] Wenn sie bei Schneefall übten und er ins Gegenstandslose fuhr, außer seinen Skiern nichts mehr sah [...], dann dachte er: Hier sollte niemand sein. Aber dass er da war, war ihm recht. Unvorstellbar, der Ernstfall, für den, was sie hier übten, brauchbar sein sollte.

Dann kommt ein jäher Absturz aus dem Selbstgenuss des Hochmütigen. Johann hat sich natürlich für die Reserve-Offiziersausbildung gemeldet. Aber der eher beschränkte Oberjäger, dem er untersteht, kann den Gruppenschlaumeier (wir würden sagen: Klugscheißer) Johann nicht leiden, schikaniert ihn, verlangt von ihm, dass er sagt: „Der Schnee ist schwarz“. Das macht Johann nicht mit, und schon wird er aus der Bewerberliste gestrichen. „Wer nicht gehorchen kann, kann nicht befehlen.“ Die erste Niederlage, die der umfassend begabte Johann erlebt (abgesehen von Anita)! Den Leuten in Wasserburg kann er das nicht erklären, dass er, der Königssohn, auf der untersten Karrierestufe gestolpert ist. Jetzt, im März 1945, hört er die ersten Kriegstöne: Tiefflieger, gegen die nichts auszurichten ist (auch wenn ein immer noch siegesgewisser Major Gewehrfeuer befiehlt). Von einem Obergefreiten, der an der Ostfront war, hört er erstmals von der Judenvernichtung. Der Kamerad ist durch das Bewusstsein seiner Schuld psychisch schwer angeschlagen; Johann reagiert nicht weiter.

Und dann ist der Krieg aus. Johann desertiert in die Wälder, um nicht in Kriegsgefangenschaft zu kommen (vor allem nicht bei den Franzosen, die lassen angeblich ihre Gefangenen in Bergwerken schuften). Zum Glück sind es die Amerikaner, die ihn schnappen. Und zum Glück sieht ein literaturaffiner Offizier, wie Johann ein Gedicht schreibt, und besorgt ihm daraufhin ein Laisser-passer nach Hause und fährt ihn auch bis zum See. So kommt er mit einem Rucksack voller Bücher (aus einer von den Amis requirierten Bibliothek) zurück, heim nach Wasserburg.

Die Restauration ist jetzt Unteroffiziersmesse der Franzosen. Mit großer Angst schleicht sich Johann, ungesehen von den nordafrikanischen Soldaten, ins Innere.

Dort trifft er auf Lena, die Tochter einer ausgebombten Hoteliersfamilie, die jetzt die Restauration gepachtet hat. Sie trägt ein tief ausgeschnittenes Kleid – für die Franzosen, denkt Johann. Als er am Schutzengelbild vorbeikommt, macht er wie eh und je ein Kreuzzeichen, aber dass er es so automatisch macht, findet der Heimkehrer „zum Grinsen.“ (Und später stellt er an Josefs Grab fest, dass das obligatorische „Herr, gib ihm die ewige Ruhe...“ nicht mehr läuft.)

Es gibt im Ort einige Suizide engagierter Nazis. Viele ehemalige Kameraden sind gefallen, man erzählt sich, wie sie zu Tode gekommen sind. Es gibt Ex-Soldaten, die Scham und Reue empfinden. Mit den Franzosen kann man ganz gut auskommen. Adolf nennt sich jetzt Stefan, das ist sein zweiter Vorname. Seine Mutter aber spricht davon, dass jetzt „die Unmenschen abgedankt haben“. Den Lehrer, den ehemaligen „Propagandawart“ der Partei, der die Kinder rücksichtslos umerziehen wollte, hat es erwischt: Er muss an acht Sonntagen im Schaufenster des Cafés sitzen mit einem Schild um den Hals: „Ich war ein Nazi“. Manchen tut er leid, aber: „Verdient hat er es schon“.

Johann aber lebt inmitten dieser Atmosphäre der Ungewissheit in seiner eigenen Welt der Schönheit und der Erinnerung.

### **Text 5**

Er fühlte sich reich. Und hatte in sich Raum, unendlich viel, aber nur für Heligkeit, eigentlich nur für Glanz [...]. So gestimmt, konnte Johann von nichts Schrecklichem Kenntnis nehmen. [...] Er wollte nicht bestreiten, was rundum als entsetzlich sich auftat. Aber er wollte sich nicht verstellen. Und er hätte sich verstellen müssen, wenn er getan hätte, als erreiche ihn das Entsetzliche. [...] Jeder Tag, an den er sich erinnerte, war der schönste Tag in seinem Leben. Andere Tage ließ er gar nicht zu.

Jetzt erfüllt sich auch seine erotische Sehnsucht. Bei Lenas luftigen Kleidern sieht er, dass sie viel mehr Achselhaare hat, als damals Anita hatte, ihn ergreift eine wahre „Lenasucht“, und das Mädchen wehrt sich nicht gegen seine leidenschaftlichen Küsse. Sie schläft im Zimmer neben ihm, aber die Dielen im Gang knarren so sehr, und die Mutter hat einen äußerst leichten Schlaf. Deshalb klettert er aus seinem Fenster zu ihrem hinüber. (Die Gesimse und Fenstergiebel, die das ermöglichen, sind noch heute zu besichtigen.) Der Beischlaf (für beide der erste) klappt irgendwie, und Johann empfindet – nein, „Glück“ mag er nicht sagen, er nennt es „Erlösung“, er ist an ein Ziel gekommen. „Ihn hat alles, Krieg, Gedichte, Bergwelt, Kraft, Kleider [...], nur interessiert, wenn es ihn ins Ziel bringen konnte.“ („Durchs Ziel kommen“ war bisher Johanns Codewort für „zum Orgasmus kommen“ gewesen; jetzt gewinnt es den Sinn einer höheren Erfüllung.) In der nächsten Nacht klettert dann sie zu seinem Zimmer hinüber. Und sagt am Ende: „Ich muss das nicht beichten.“

Eine ganz andere Begegnung, die letzte in dem Roman, macht uns Johanns Verfasstheit in dieser Lebensphase, sein ausschließliches Streben nach dem autonom

definierten „Ziel“, vollends deutlich. Er trifft Wolfgang Landsmann, den Altersgenossen, der vor Jahren aus dem Jungzug öffentlich ausgestoßen worden ist, weil seine Mutter Jüdin ist. Er hat einen Platten an dem schönen Ballonfahrrad, das damals den Rain hinuntergeworfen worden ist. Diesmal ist es Johann, der den Reifen flickt. Die Familie hat in Freiheit überlebt, obwohl der nazistische Lehrer dafür sorgen wollte, dass zumindest die Mutter „abgeholt“ wurde. Deshalb hat diese jetzt veranlasst, dass der Lehrer im Schaufenster am Pranger sitzen muss. Johann hätte eigentlich auf den damaligen Rausschmiss Wolfgangs, der ihm sehr wohl leidgetan hatte, eingehen müssen, er hätte Kontakt mit dem gleichaltrigen Gymnasiasten aufnehmen müssen (Wolfgang ging nicht in Lindau, sondern im entfernteren Bregenz zur Schule, wo ihn der Schulleiter vorschriftswidrig aufgenommen hatte), er hätte sich mit der leidgeprüften Familie solidarisieren müssen. Er tut es nicht.

### Text 6

Bis jetzt hatte er, wenn er mit Menschen zu tun gehabt hatte, ununterbrochen aufpassen müssen, dass ihm kein Fehler unterlaufe, dessen Folgen er zu büßen haben würde. [...*Aber jetzt wusste er:*] Er musste selber Wörter finden. Auch für das, was Wolfgang über sich und seine Mutter und seinen Vater erzählt hatte. Die Angst, in der Wolfgangs Mutter gelebt hatte, weil der Lehrer sie hatte abholen lassen wollen. Johann wehrte sich gegen die Angst, in der Frau Landsmann gelebt hatte. [...] Die Angst, in der Frau Landsmann gelebt hat, engt ihn ein. Er will mit dieser Angst nichts zu tun haben. [...] Er wollte von sich nichts verlangen lassen. Was er empfand, wollte er selber empfinden. Niemand sollte ihm eine Empfindung abverlangen, die er nicht selber hatte. [...] Er hatte Angst, Frau Landsmann zu begegnen. Seit er wusste, in welcher Angst sie gelebt hatte, wusste er nicht mehr, wie er ihr begegnen musste. Wie grüßen, wie hin- oder wegschauen? Mehr ausdrücken, als er in dem Augenblick gerade empfand? Er wollte nicht gezwungen sein.

Bei diesem Streben nach ganz individueller Freiheit, die Johann auch nicht durch Solidarität, durch Mitgefühl einschränken lassen will, spielt die Sprache eine zentrale Rolle. Er hat zwei „Fremdsprachen“ erlernen müssen, hinter denen jeweils eine Weltanschauung stand: zuerst die „Kirchensprache“ mit ihren Gebeten und geistlichen Formeln, dann nach 1933 den Jargon, der in der NS-geprägten Gesellschaft und insbesondere bei Arbeitsdienst und Militär herrschte – keine der beiden ist ihm „nahegekommen“. „Er musste eine eigene finden. Dazu musste er frei sein“, weder einer Macht noch einer Angst unterworfen; „niemand sollte einen Anspruch an ihn haben.“

Um die Sprache ging es ja schon im ganzen Roman, zunächst um den Wortschatz, die Sammlung geliebter Wörter im Wörterbaum, die Abgrenzung gegen das Adolf-Vokabular (übrigens auch gegen die Redeweise von Lena in den beiden Nächten mit ihrer „Verkleinerungssucht und Aufweichungskraft“); die gehobene Sprache großer Dichter hat ihn in Bann gezogen, zunächst aus der Epoche von Klopstock bis Hölder-

lin, dann kommt, wie wir gehört haben, Nietzsche dazu und auch Stefan George. In deren Gefolge hat er selbst zahlreiche, offenbar spontan hingeworfene Gedichte geschrieben, Erzählendes bisher noch nicht. Jetzt, an einem Wendepunkt seiner Existenz, auf dem Weg zur Unabhängigkeit von allen Erwartungen, hin zu einer eigenen Sprache formuliert er, was er von dieser Sprache erwartet. Es ist hochtönend und nicht leicht nachvollziehbar - jedenfalls für jemand, der nicht selber ein Dichter ist oder auf dem Weg, einer zu werden.

Johann hat einen Traum, in dem Lena die Frau von seinem Bruder Josef ist (der ja in Wirklichkeit nicht mehr lebt), und der erwischt die beiden im Bett. Johann will den Traum aufschreiben, aber er merkt dann, dass er ihn durch das Aufschreiben nur zerstört hat, er hat nur geschrieben, was er für die Bedeutung des Traums hielt. Er hätte sich stattdessen einfach der Sprache anvertrauen müssen. So müsste es sein:

### **Text 7**

Wenn er anfängt zu schreiben, soll schon auf dem Papier stehen, was er schreiben möchte. Was durch die Sprache, also von selbst aufs Papier gekommen wäre, müsste von ihm nur noch gelesen werden. Die Sprache, dachte Johann, ist ein springender Brunnen.

Damit sind wir am Ende des Romans. Wir sollten aber noch einen Blick auf die Kontroverse werfen, die er ausgelöst hat. In literarischer Hinsicht wurde das Werk allgemein gelobt, aber es gab Kommentare wie: „Wenn in einem Roman, der in der Nazi-Epoche spielt, der Name Auschwitz kein einziges Mal vorkommt, ist das ein Skandal.“ Weniger plakativ ausgedrückt: Dem Roman wurde die Verharmlosung der NS-Herrschaft vorgeworfen, dann sogar latenter Antisemitismus.

Nun wird manches Schlimme durchaus erwähnt: KZ-Häftlinge aus Dachau kommen dreimal kurz vor, ein Clown wird für seine satirische Kritik am Regime brutal zusammengeschlagen; Kinder werden antikirchlich-völkisch indoktriniert; die Nazis sind durchweg negativ gezeichnet (außer Herrn Minn, der dann aus der Partei austritt), die Bevölkerung ist (ungeachtet der Abstimmungsergebnisse) keineswegs einheitlich regierungstreu - aber nichts davon hat innerhalb des Romans großes Gewicht. Denn: Johann, die Perspektivfigur, zeigt sich von all dem wenig betroffen, der am Ende 18-Jährige ist weitgehend unpolitisch, macht alles mit und will beim Militär Karriere machen. (Der nazifeindliche Vater stirbt früh, die fromme Mutter hat wegen ihres Parteieintritts ein schlechtes Gewissen und blockt politische Gespräche sofort ab.) Nicht einmal der Tod des Bruders und die Kunde von den Gräueln im Osten haben eine größere Wirkung auf ihn. Und Johann ist eben die Person, mit deren Augen wir die Verhältnisse wahrnehmen. Walser wollte ersichtlich keinen Zeitroman schreiben, der die Epoche vor uns ausbreitet, sondern einen ganz persönlichen Erinnerungsroman. Hören wir einige Sätze aus einem Interview mit der „Welt“ vom 6.10.1998:

### **Text 8**

Ich war weder ein faschistisches Kind noch ein antifaschistisches Kind. Aber ich hatte das Gefühl, man musste [*in der Erwartung der Öffentlichkeit*] entweder ein faschistisches Kind gewesen sein und jetzt bekennen, dass man eines war, oder ein antifaschistisches – das wäre viel besser gewesen, nicht wahr? Aber ich war weder noch. [...] ich habe gespürt, dass ich nicht eines dieser Bücher schreiben wollte, in denen man jetzt erfährt, wie man sich damals hätte benehmen müssen. [...] Ich wollte mir die Unschuld meiner Kindheit bewahren und sie nicht durch nachträgliches Dreinreden verbessern oder schärfen oder politisch korrekter machen. [*In den essayistischen Passagen des Buchs heißt es zwar,*] dass ich die Gegenwart nicht wegdenken und nicht verhindern kann, dass sie beim Schreiben stets dabei ist. Trotzdem habe ich versucht, eine Schreibart zu entwickeln, in der die Vergangenheit mir entgegenkommt wie von selbst und keine Einmischung von heute duldet.

Für mich ist dieser Entschluss sehr einleuchtend: als Autor eines Erinnerungsromans wollte Walser die persönliche Erinnerung möglichst unverändert belassen und auf Retuschierung der Vergangenheit im Sinn von politischer Korrektheit verzichten. (Und die „Schreibart“, von der Walser spricht, scheint mir sehr gelungen, geradezu faszinierend.) Dabei ist aber unvermeidlich: Dieser Verzicht auf Retusche wird die Hauptfigur Johann, das ungeschönte Jugend-Ich Walsers, bei der Leserschaft einige Sympathien kosten: Wenn Johann in seinem Selbstgenuss kaum Interesse für die totalitäre Politik, für die Kriegsgräuel entwickelt, wenn er sich gar in seinem Streben nach freier Selbstverwirklichung der Empathie mit Opfern des Regimes verweigert, wird mancher Leser, manche Leserin innerlich zu ihm auf Distanz gehen. Aber das hat der 70jährige Autor offensichtlich in Kauf genommen.